

Mira Ungewitter

Roadtrip mit Gott

Leben ist Freiheit
und jeden Tag ein Abenteuer

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Meinen Eltern



2. Auflage 2019

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2019

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Die Bibeltexte sind entnommen aus:
Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift,
vollständige durchgesehene und überarbeitete Ausgabe © 2016
Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart, Alle Rechte vorbehalten

Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38366-3
ISBN E-Book 978-3-451-81802-8

INHALT

KAPITEL 1	
NEUGIERIG UND FREI	9
KAPITEL 2	
SCHEITERND UND FREI	23
KAPITEL 3	
WAGEMUTIG UND FREI	41
KAPITEL 4	
LERNEND UND FREI	61
KAPITEL 5	
GEMEINSAM UND FREI	87
KAPITEL 6	
VERLETZLICH UND FREI	111
KAPITEL 7	
FEIERND UND FREI	127
KAPITEL 8	
GELASSEN UND FREI	145
KAPITEL 9	
MUTIG UND FREI	161
DANKE	175

Auf Dein Wort hin das Unmögliche wagen

KAPITEL 1

NEUGIERIG UND FREI

»Ich kann das alleine!«

Gesagt, getan. Ich nehme einen halben Schritt Anlauf und springe einfach drauflos. Eine Sekunde später durchzieht mich ein brennender Schmerz. Ich lande auf dem gegenüberliegenden Felsen. Allerdings nicht auf meinen Füßen, sondern auf meinem Brustkorb. Der Stein im Meer ist rau und messerscharf. Mir wird ein bisschen schwindelig. Mein Vater, dessen ausgestreckte Hand ich gerade noch selbstsicher ignoriert habe, hebt mich sofort auf. Direkt unter meinem Hals zieht sich ein tiefer, langer Schnitt inmitten einer handtellergroßen Schürfwunde. Keine Ahnung, wem es in dieser Sekunde schlechter geht. Ich vermute aber meinem Vater. Er nimmt mich auf den Arm und sprintet über die schroffen Felsen in Richtung Ferienwohnung.

Trotz dieses schmerzhaften Frontalsturzes liebe ich diesen Ort noch heute. Eine große Felsformation, die eine kleine Bucht abschließt, übersät von vielen Felsbrocken, die je nach Gezeiten höher oder tiefer aus dem Wasser ragen. Ein fantastischer Ort, nicht nur um sich saumäßig weh zu tun, sondern auch um begeistert wundersame Unterwasserwelten zu entdecken.

Je nach Wasserstand bilden sich kleine Becken an unterschiedlichen Stellen. Kleine Fische und noch kleinere Babyfische, die im Sonnenlicht regenbogenfarben schillern. Muscheln und Taschenkrebswohnungen, die langsam über den Grund wandern. Schwarze Seeigel, die man vorsichtig vom Steinrand lösen und umdrehen kann und die dann aussehen wie eine Mischung aus lila Saugnapf und Alien. Grüne Algen, kleine Korallen, rote Schwämme und verborgene Höhlen, aus denen Krebscheren hervorschauen. Mit ganz viel Glück bekommt man auch einen Tintenfisch zu Gesicht. Als Kind konnte ich dort Stunden verbringen. Erst zusammen mit meinem Vater, später allein. Balancieren, klettern, von Stein zu Stein springen. Immer mit Eimer und Kescher bewaffnet, um eine eigene kleine Wasserwelt zu erschaffen.

Unsere Fahrt nach Spanien dauerte mindestens zwölf Stunden. Also so lang, wie 24-mal die Sesamstraße gucken. Eine Zeiteinheit, die ich mit meinen fünf Jahren zwar halbwegs verstand, die allerdings keine Begeisterungstürme hervorrief. Das bedeutete 1990 kein Sesamstraßestreamen. Kein iPod. Von Smartphones ganz zu schweigen und bis zu meinem ersten Walkman sollten noch einige Jahre vergehen. Sämtliche Touren in dunkelblauen Kombis, ohne Klimaanlage und ohne Navi. Meine Eltern navigierten sich mit der Landkarte durch Frankreich. Obendrein vollgepackt, als ob wir auswandern wollten. Allerdings nicht nach Spanien, sondern eher nach Sibirien. Meine Mutter und ich wollten nämlich trotz 30 Grad Außentemperatur und Protesten meines Vaters nicht auf unser Federbettzeug verzichten. Die »kleine Zudecke«, rotkariert mit einem Elefanten drauf, musste mit. Nicht zu vergessen meine zehn liebsten Kuschtiere. Federbett statt Schlafsack, eine Angewohnheit, die ich heute noch bei Roadtrips habe. Es gibt kaum etwas Gemütlicheres als im Bus zu liegen und sich in ein paar Kissen zu kuscheln, während der Regen aufs Dach trommelt. Dazu der Laptop auf dem Bauch. Ein klarer Fall für »Herr der Ringe. Die Gefährten«. Extended Version.

Das Maximum meines Kinderentertainments waren Bilderbücher und Kinderhörspielkassetten. Von meinen Kassetten favorisierte ich zu diesem Zeitpunkt zwei: eine mit klassischen Märchen der Gebrüder Grimm und eine Kinderkassette mit biblischen Geschichten und Kinderchorliedern. Da ich Schlaf in diesem Alter für Zeitverschwendung hielt, wechselten sich die ersten acht Stunden der Fahrt Schneewittchen und Jesus miteinander ab. Schneewittchen, die sieben kleine Männer, eine böse Stiefmutter und am Ende einen Schönling händeln musste, und das alles nur mit einem Apfel im Bauch. Und Jesus, der gute Hirte, der 99 Schafe zurückließ, um das *eine* ausgebüxte Schäfchen zu retten, das sich in den Dornen verletzt hatte. Und der das Schäfchen rettete, ohne zu schimpfen! Im Gegenteil, seine Freude über das Schäfchen war riesig groß. Als es wieder da war, feierte er sogar ein Fest. Nach der kindlichen Gleichnis-Erzählung gab der Wetzlarer Kückenchor das Lied vom »Kleinen, wilden Schäfchen« zum Besten: »Wer ist denn dieses Schäfchen? / Das Schäfchen bin ich! / Der Hirte ist Jesus, / der sucht dich und mich.«

Heute frage ich mich gelegentlich, wie mein damals agnostischer Vater diese »heilige« Dauerbeschallung ertragen hat. Zumal »der Mama«, wie ich meinen Papa damals gerne nannte, als Hausmann eine Menge Zeit mit mir verbrachte. Meine Eltern hatten damals mehr aus pragmatischen Gründen als aus reiner Überzeugung die »Rollen getauscht«: Mein Vater hatte Sport und Germanistik in Köln studiert. Sein Ziel war es gewesen, Lehrer zu werden und möglichst viel Volleyball spielen zu können.

Es ist meiner Mutter hoch anzurechnen, dass sie sogar ihre Hochzeit um ein Volleyballturnier legten. Erst Standesamt, danach das Turnier und im Anschluss die Hochzeitsfeier.

Die gelassene Stärke meiner Mutter war damals schon legendär. Als kaufmännische Angestellte bekam sie einen lukrativeren Job im Personalwesen bei einem großen Verlag. Es war ihrer har-

ten Arbeit in einer reinen Männerdomäne zu verdanken, dass wir uns diesen teuren Urlaub überhaupt leisten konnten. Diese Freiheit war hart erkämpft.

Als sie 1985 drei Monate nach Berufsantritt schwanger wurde, nahm sie das Minimum der ihr zustehenden Schutzzeiten in Anspruch und mein Vater blieb zu Hause.

Windeln wechseln, später Brote schmieren, Zöpfe flechten und heimlich hinter mir hergehen, um auf mich aufzupassen, wenn ich erklärte, ich könne alleine in den Kindergarten gehen. Was ich dann auch tat. Mein Drang nach Freiheit war schon als Kindergartenkind groß.

Der erste Halt kurz vor dem lang ersehnten Strand war aber einer der riesigen mediterranen Supermärkte. Auch wenn meine Trips heute meist eher an den Atlantik und seltener ans Mittelmeer gehen, liebe ich das Einkaufen auf Reisen noch immer. Die fremden Gerüche, die Auswahl an Meeresfrüchten und die endlosen Regale der Weinabteilung. Eine Handvoll Scampis, Knoblauch, Ziegenkäse, ein paar Tomaten und Baguette. Dazu Rosé und ein großer Karton mit den kleinen grünen Kronenbourger-Fläschchen – Bier für die Menschen, die einem noch unbekannt waren, aber in denen man in der kommenden Zeit begegnen würde. Das kölsche »Drink doch ene met«, egal ob wir uns kennen oder nicht, ist Teil meiner DNA.

Nicht direkt ans Meer, sondern erst mal einkaufen. Meine Freude darüber hielt sich mit fünf Jahren in Grenzen. Was meine Laune allerdings sofort verbesserte, war die Aussicht auf die Spielzeugabteilung. Ein roter Eimer mit gelbem Griff, bunte Förmchen, eine Gießkanne und eine kleine blaue Schaufel. Zusätzlich eine große Schippe, für Standlöcher und Sandburgen. Das Aufregendste war der Kescher mit dem feinmaschigen grünen Netz. Sandspielzeug bekam ich auch zu Hause. Aber einen Kescher, mit dem man stundenlang neugierig nach Algen, Muscheln und Treibholz fischen konnte – den gab es nur in Spanien.

Ein weiteres Highlight war der Streifzug durch die Süßwarenabteilung: dicke schokoglasierter Donuts, erstaunlich bunte Gummibärchen und Fanta Zitrone. Kurz gesagt, alles, wofür mein Vater, der mittlerweile als Waldkindergärtner arbeitet, heute wahrscheinlich ein Disziplinalgespräch führen müsste.

Meine Ausbeute war diesmal besonders groß, denn meine Oma war dabei. Was meinen Eltern dann doch zu viel des Guten war, erlaubte Oma. Auch wenn Oma Ruths Laune etwas gedämpft war. Sie hatte sich beim Einsteigen vor der Abfahrt in Köln den Kopf ziemlich heftig an der Heckklappe gestoßen. Ihrer Auffassung nach war dies die Strafe Gottes dafür, dass sie sich einen Urlaub im Ausland gönnte – ihren ersten Auslandsurlaub nach 25 Jahren. Ihre Frömmigkeit stammte aus einer anderen Zeit, zu der einige weitere merkwürdige religiöse Überzeugungen gehörten. Sie war zum Beispiel fest davon überzeugt, dass Kartenspiele Teufelszeug sind. Meiner Leidenschaft für Mau-Mau konnte das allerdings nicht viel anhaben.

Meine Oma stammte aus einer baptistischen Bauernfamilie aus Ostpreußen. Ihre Vorstellungen von einem strafenden Gott und die düsteren Warnungen vor so ziemlich allem Neuem konnten sehr furchteinflößend sein. Aber ihr unerschütterlicher Glaube an den »Vater im Himmel« hinterließ bei mir einen tiefen Eindruck.

Ihr Glaube spiegelte sich auch in ihrer grenzenlosen Großzügigkeit wider. Oma war sogar mit ihrer Schwester Edith zusammengezogen, um Miete zu sparen und das Geld in der Familie zu verteilen.

In Spanien teilte ich mir mit Oma ein Zimmer. Nicht zuletzt um möglichst lange wach bleiben zu können, wollte ich »Geschichten von Früher« hören. Meine Oma erzählte dann von dem bösen Hahn auf dem Bauernhof, auf dem sie aufwuchs, und von einer Zeit, als die Teilchen beim Bäcker fünf Pfennig kosteten. Eine ungeheure Vorstellung, wie viele Puddingteilchen man für eine D-Mark bekommen hätte?!

Ohne Teilchen für fünf Pfennig, aber definitiv mit ausreichend raffiniertem Zucker versorgt, ging die Fahrt endlich weiter Richtung Küste. Dann kam der Moment, an dem ich durch das offene Autofenster das erste Mal das tiefblaue Meer sehen konnte und es anfang, nach Urlaub zu riechen. Vorbei an dem weißen Leuchtturm und der alten Burgruine. Links und rechts weiße Ferienhäuser, an denen sich leuchtende lila Blumenmeere hochrankten, umgeben von Zedern und Zypressen. Nach einer weiteren Kurve tauchte die erste kleine Bucht auf. Auch ein hübscher Ort, aber die befahrene Straße führt direkt am Strand vorbei. In »meiner Bucht« gibt es keine Straße. Die Autos müssen weit oberhalb parken. Unser Apartment lag direkt am Strand. Zwischen dem Sand und der Terrasse lagen drei Meter Steinweg. Vom Bett zum Meer lief man in zwanzig Sekunden.

Endlich angekommen. Ich platze fast vor Aufregung. Ich wollte nur noch ins Wasser. Mein Papa suchte seine Badehose und wollte eigentlich zuerst auspacken. Ich flippte fast aus. Aber dann durfte ich loslaufen. Auch wenn das Meer kalt war, war vorsichtiges Rein gehen keine Option. Laufen und Springen. Ich wäre am liebsten gar nicht mehr aus dem Wasser rausgekommen. Ich würde in den kommenden Wochen noch häufig schrumpelige Finger und blaue Lippen bekommen. Und mein schier endlos geduldiger Papa würde auch hier einen Großteil der Zeit mit mir und meinen endlosen Freizeitgestaltungsvorschlägen verbringen: »Papa – Burg bauen!«, »Papa – Wasser!«, »Papa – Toben!«, »Papa – Eis!«, »Papa – Felsen!«.

Der Urlaub hatte offiziell begonnen und ich war neugierig auf alles, was in den aufregendsten Wochen des Jahres passieren sollte.

Ob jetzt nicht erst mal ein Krankenhausaufenthalt ansteht, war sicherlich eine der Fragen, die meinem Vater durch den Kopf schossen, als er mich mit offener Wunde weiter über den Küstenpfad zum Apartment trug. Beim Blick über seine Schulter sah ich meine zurückgelassene Abenteuerausrüstung. Den roten Eimer mit dem

gelben Griff, daneben der Kescher. Im Eimer ein paar Minifische und ein Krebs.

»Papa, meine Sachen!«, rief ich blutend und heulend.

»Die sind jetzt egal.«

Allerdings machte ich mir nicht nur Sorgen, dass jemand meine Ausrüstung stehlen könnte. Ich hatte vor allem Angst um die Meeresbewohner, da ich normalerweise den Eimer mitnahm, meiner Mutter und meiner Oma zeigte und danach die Expedition wiederholte, um alle Tierchen wieder zurückzubringen. Ich wollte schließlich nicht, dass irgendein Fischlein seine Eltern nicht mehr fand.

Im Apartment angekommen, spielten vermeintliche Sorgen von Fischeltern keine Rolle, dafür aber die Sorgen der Eltern der kleinen Mira. Krankenhaus, ja oder nein? Oder vielleicht zumindest zu einer Ärztin? Muss die Wunde genäht werden?

Auf der eine Seite mein verweinter Papa, der im Zweifel auf Nummer sicher gehen wollte. Auf der anderen Seite meine Mutter, die ganz die Ruhe bewahrte. Und entschied, dass eine Runde Schlaf als Erste-Hilfe-Maßnahme ausreichen würde. Bis heute hält meine Mutter Schlaf und das Tragen eines Unterhemdes für ein patentiertes Allheilmittel.

Ein Unterhemd war nicht nötig. Aber Trost. Trost sowohl für mich als auch für meinen Papa. So lag ich in dem kühlen, spartanisch eingerichteten Apartment auf dem weißen Sofa. Den Kopf auf dem Schoß meiner Mutter, die über meine verschwitzen blonden Haare streichelte und sang:

*Wie ein Strom von oben aus der Herrlichkeit
fließt der Friede Gottes durch das Land der Zeit.
Tiefer, reicher, klarer strömt er Tag und Nacht
mit unwiderstehlich wunderbarer Macht.
Friede meines Gottes, stille, tiefe Ruh',
alle meine Sorgen, alles deckst Du zu.*

Irgendwann schlief ich ein.

Singen und beten, bevor ich ins Bett musste, das tat meine Mutter auch zu Hause. Egal, wie lang ihr Arbeitstag war, zumal mein Vater mindestens drei Abende die Woche Volleyball spielte. »So, Zeit zum Zähneputzen«, war für mich wie eine Kampfansage. Ab jetzt hieß es das Unvermeidliche möglichst weit hinauszuziehen. Nachdem alle Kunstpausen ausgereizt waren, bestand ich zumindest noch auf Beten und Singen. »Händchen falten, Äugelein zu und ein Lied noch, Mama. Nur eins noch!«

Meine Mutter ist nach wie vor eine wandelnde Jukebox mit einem Repertoire von Kirchenchorälen bis hin zu schmutzigen Gassenhauern. Eine tiefgläubige Frau, die sich in ihrer Jugend bereits gegen kirchliche Moralitäten und »Das war schon immer so«-Argumente aufgelehnt hat. Eine Beziehung zu Gott zu haben, bedeutete für sie nicht automatisch auch jedes kirchliche oder religiöse System zu befürworten. Im Gegenteil. Nicht zuletzt waren auch ihre Hochzeit mit einem Sportstudenten, der Agnostiker war und für den es keine Rolle spielte, ob es einen Gott gibt oder nicht, sowie ihre Entscheidung, als junge Mutter voll berufstätig zu sein, eine Absage an das klassische fromme Familienbild.

Auch der Heiratsantrag fiel eher unkonventionell aus. Nachdem meine Eltern einige Jahre zusammen waren und sich eines Abends auf der Couch die Kinderfrage stellte, lief es laut Erzählungen ungefähr so ab:

»Wenn wir ein Kind bekommen wollen, dann soll es aber auch Ungewitter mit Nachnamen heißen«, stellte mein Vater fest.

»Ist das jetzt ein Heiratsantrag?«, fragte meine Mutter verwundert zurück.

»Ja.«

»Dann kamst du etwas schneller als gedacht«, wie meine Mutter gern erzählt.

Ich werde häufig gefragt, ob ich religiös erzogen worden sei. Die Frage ist schwer zu beantworten. Natürlich hat mich der Glaube der Frauen aus der Familie beeinflusst. Vor allem die Stärke, die meine Mutter daraus gewann. Zumal ich nicht von dem Automatismus ausgehe, dass eine religiöse Erziehung auch bei den Kindern Glauben hervorbringt. Denn auch der »Nicht-Glaube« meines Vaters hat mich geprägt. Die Labels »gläubig« und »ungläubig« mag ich übrigens eher weniger.

Meine Eltern wollten, dass ich möglichst viele andere Überzeugungen kennenlerne. Auch im Bezug auf meinen Glauben sollte ich eine möglichst freie Entscheidung treffen können. Deshalb meldeten sie mich später auch auf einem katholischen Mädchengymnasium an.

Mein Vater war aus der katholischen Kirche bereits Jahre zuvor ausgetreten und auch die freikirchliche Prägung meiner Mutter hatte nichts mit Papst und Weihrauch zu tun. Aber ich sollte über den eigenen »frommen« Tellerrand schauen.

Auch ob ich zu den sonntäglichen Gottesdiensten in der Baptistengemeinde in Köln mitging, war meine Sache. Aber ich wollte hingehen. Teilweise ging es direkt vom Club in die Kirche. Mit den Tanzschuhen in der Hand und todmüde ...

Meinen Vornamen habe ich verstärkt meinem Vater zu verdanken. Zur Auswahl standen Nora, was so viel bedeutet wie die Ehrenhafte. Und Mira, die Wunderbare.

Ich bin nicht mal sicher, ob meinen Eltern die Bedeutung damals klar war. Meine Mutter wurde bereits für den Kaiserschnitt fertig gemacht, mein Vater durfte damals ohnehin nicht in den Kreißsaal. Als ich letztendlich doch noch ohne Eingriff zur Welt kam, waren bereits viele Stunden vergangen. Die Hebamme, ebenfalls eine Edith, teilte daraufhin meiner Mutter mit, dass das Mädchen schnell dem völlig aufgelösten Vater gebracht werden müsse. »Der wird sonst ohnmächtig.«

So bekam meine Mutter eine Mira Edith Ungewitter zurück in die Arme. Der Name Edith, die Kämpferin, tauchte an so vielen Stellen auf, dass dies wohl unvermeidlich war. Es war der Name meiner Großtante, der Name der Hebamme und der Name einer damals bereits verstorbenen guten Freundin meiner Mutter. Allerdings bin ich mir sicher: Wäre meine Mutter nicht einverstanden gewesen, würde ich heute anders heißen.

Obwohl ich ein »Papa-Kind« war, hat die Beziehung zu meiner Mutter eine ganz besondere Tiefe. Ein Spiel von uns war es mich zu fragen:

»Mia, wie groß bist du?«

Ich hob die Hände: »So groß.«

»Und wie stark bist du?«

Ich winkelte die Arme an: »So stark!«

»Und wie heißt du?«

»Mia Witter!«

Trotz oder gerade wegen dieser Nähe und Ähnlichkeit haben meine Mutter und ich aber auch bis heute die stärkeren Reibungspunkte. Was in der Pubertät tränenreiche Kämpfe in H&M-Umkleidekabinen waren, sind heute eher Meinungsverschiedenheiten in theologischen Fragen.

Müde war ich nicht mehr, als ich nach vielen Strophen »Wie ein Strom von oben« und meinem zweistündigen Powernap im Schoß meiner Mutter aufwachte.

Der Schock hatte bei allen nachgelassen. Mein Vater hatte Eimer und Kescher gerettet und die Fischlein in die Freiheit entlassen. Meine Eltern einigten sich darauf, eine Apotheke aufzusuchen, und meine Wunde wurde mit einer Salbe versorgt. Ich wollte sofort wieder schwimmen gehen, obwohl das Salzwasser brannte, aber der Mittagsschlaf hatte mir ohnehin genug Meer-Zeit gestohlen. Zu den Felsen ging es erst wieder am nächsten Tag, aber es gab auch so genug Neues in der Bucht zu entdecken.